

# Die Maske der Autorschaft – Prosopopeia und Autobiographie bei Josef Winkler



Peter Clar

**Zusammenfassung** In Paul de Mans *Autobiographie als Maskenspiel* erfährt der Begriff der ‚Autobiographie‘ einen radikalen Wandel, hin zu einer rhetorischen Figur, die, ebenso wie sie aus dem Leben hervorgeht, dieses auch hervorbringt. Als Figur der Autobiographie schlägt er die Prosopopeia, die Trope des Verleihen-eines-Gesichts vor. In meinem Beitrag lese ich Winklers\* Texte entlang eben dieser Trope, um so eine alternative Lesart zu der, in der Winkler-Forschung immer noch recht häufig bemühten, autobiographischen anzubieten. Besonders fruchtbar zeigt sich dieser Ansatz bei der Lektüre von *Wenn es soweit ist*, indem die „Lebensgeschichten [...] vom Ende her, als Sterbensgeschichten [...] erzählt“ werden. Vermeintlich logische Abfolgen werden dabei nicht einfach umgedreht, Vor- und Nachgängigkeit, Ursache und Wirkung existieren vielmehr in einem Weder-Noch ebenso wie in einem Sowohl-als-Auch und werden damit als erkenntnisbringende Begriffe ebenso fraglich, wie die Figur des Erzählers und die des Autors.

## Einleitung

Absicht meines Aufsatzes ist es, entlang von Paul de Mans Autobiographie-Konzept, das dieser v. a. in seinem Buch *Autobiographie als Maskenspiel*<sup>1</sup> entwickelt, Josef Winklers\* *Wenn es soweit ist*<sup>2</sup> zu lesen. Entlang deshalb, weil ich

---

<sup>1</sup> Paul de Man: „Autobiographie als Maskenspiel“ [1979]. In: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Frankfurt a. M. 1993, 131–146.

<sup>2</sup> Josef Winkler: *Wenn es soweit ist. Erzählung*. Frankfurt a. M. 1998.

---

P. Clar (✉)  
Institut für Germanistik, Universität Wien, Wien, Österreich  
E-Mail: [peter.clar@univie.ac.at](mailto:peter.clar@univie.ac.at)

nicht vorhabe Winklers\* Texte mit de Mans Texten zu erklären, genausowenig wie ich vorhabe, de Mans Texte mit Winklers\* zu erklären, schon weil ich davon ausgehe, dass Texte immer in einem gegenseitigen Wechselverhältnis stehen, dass Texte immer einander erklären, beeinflussen, umschreiben, verändern, dass die Lektüre eines Textes von der Lektüre eines anderen niemals unbeeinflusst sein kann, egal welcher Text auch immer der ‚theoretischere‘, der zeitlich vor- oder – mit welcher Begründung auch immer – hierarchisch übergeordnete ist.

Ich werde mich also mit der Frage von Prosopopeia und/als (Tropen der) Autobiographie<sup>3</sup> im Werk Josef Winklers\* beschäftigen. Den Namen Winkler\* versehe ich dabei, wie ich es in meiner ausführlichen Untersuchung der Autor\_innenfigur im Werk Elfriede Jelineks\* für diese vorgeschlagen habe,<sup>4</sup> mit einem Asterisk, um damit auf die mit dem Autor\_innennamen immer schon verbundene ‚Multiplizität‘ (um Bärbel Lücke zu paraphrasieren, die in dieser Wortneuschöpfung die Derrida’sche Falte (*le pli*) mithineinnimmt) dieser, dem Text scheinbar vorausgehenden Entität zu verweisen, einen Asterisk den ich, Peter Clar\*, der Postkarte von Jacques Derrida\* entlehne, der seiner Unterschrift diesen hinzufügt, weil er „ohne Zweifel mehrere“ sei und „nicht so allein, wie ich es bisweilen sage“.<sup>5</sup> Deutlich positioniert sich Jacques Derrida damit – und mit ihm andere dekonstruktive Denker\_innen, allen voran Paul de Man – gegen die, sich bis heute innerhalb großer Teile der Literaturkritik/Literaturwissenschaft<sup>6</sup> so hartnäckig haltende, Rückbindung von Textanalysen an den/die Autor\_in bzw. den Autor\_innennamen, wie sie, gerade auch im Gefolge von Lejeunes ebenso berühmtem, wie problematischem Konzept des ‚autobiographischen Pakts‘, immer noch vorgenommen wird, ganz so, als hätte es die großen Autor\_innendebatten der 1960er und 1970er Jahre nicht gegeben oder als wären diese so eindeutig widerlegt worden. Dass die Texte dabei nicht so ohne weiteres an den/die Autor\_in zurückgebunden werden können liegt, folgt man der dekonstruktiven

---

<sup>3</sup>Während Bettine Menke davon spricht, dass die „Prosopopöie [den] Terminus [...] der ‚Autobiographie‘“ ablöse, versteht Anna Babka diese als „die Figur oder Trope der Autobiographie“, wobei dieser Unterschied die Richtung von Menkes und Babkas Argumentation(en) weg von einer ‚klassisch‘ autobiographischen Lesart hin zu einem Verständnis des Autobiographischen als einer rhetorischen Figur nicht wesentlich beeinflusst. Bettine Menke: „De Mans ‚Prosopopöie‘ der Lektüre. Die Entleerung des Monuments“. In: Karl Heinz Bohrer (Hg.): *Ästhetik und Rhetorik. Lektüren zu Paul de Man*. Frankfurt a. M. 1988, 34–78, hier 35; Anna Babka: „Kommentar zu de Man, Paul (1984): ‚Autobiography as Defacement‘“. In: produktive differenzen. forum für differenz und genderforschung (6.10.2003): [http://differenzen.univie.ac.at/bibliografie\\_literatursuche.php?sp=163](http://differenzen.univie.ac.at/bibliografie_literatursuche.php?sp=163) (3.11.2020).

<sup>4</sup>Peter Clar: „Ich bleibe, aber weg.“ *Dekonstruktionen der AutorInnenfigur(en) bei Elfriede Jelinek\**. Bielefeld 2017.

<sup>5</sup>Jacques Derrida: *Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. 1. Lieferung: Envois/Sendungen* [frz. 1980]. Berlin 1982, 11.

<sup>6</sup>Die Trennung existiert im angloamerikanischen Sprachgebrauch, in dem sich viele der dekonstruktiven Theoretiker\_innen bewegen, so nicht.

Argumentationsweise, schon alleine daran, dass kein\_e Autor\_in frei über seine/ ihre Sprache verfügt.

„Ja“, schreibt Derrida, „ich habe nur eine Sprache, und die ist nicht die meinige.“<sup>7</sup> Was Derrida hier anspricht ist das konsequente Weiterdenken jenes ‚totalen‘ Intertextualitätsbegriffs von Julia Kristeva, den so manche Literaturwissenschaftler\_innen als nicht praktikabel bezeichnen,<sup>8</sup> der aber, meines Erachtens, wie kaum ein zweiter Begriff geeignet ist, die Verstricktheit des Menschen in seine Sprache (im weitest möglichen Sinne) zu beschreiben. Die Aufspaltung des Autor\_innen-Ichs, soviel sei in Parenthese hinzugefügt, auch, um noch einmal zu verdeutlichen, hinter welche Denkleistungen eine naive Autobiographik zurückführte, ist dabei etwas, was den meisten postmodernen Autor\_innenschaftstheorien gemein ist. So geht Boris Tomaševskij in seinem 1923 erschienen Aufsatz *Literatur und Biographie* von verschiedenen ‚Typen‘ von Autor\_innen aus. Während für die kulturgeschichtliche Forschung das Interesse an der Autor\_innenbiographie legitim sei, sei es für die Literaturwissenschaft nur dann legitimierbar, wenn das Leben der Autor\_innen, wie im Falle Rousseaus und Voltaires, als Klammer für das Gesamtwerk diene oder wenn sie als vom Autor „selbst geschaffene Legende seines Lebens“<sup>9</sup> konstruiert sei und zwar egal, ob diese Legende nun den Tatsachen entspreche oder nicht. Wayne C. Booth<sup>10</sup> wiederum führt einen ‚impliziten Autor‘ ein, der sich, sehr vereinfacht gesagt, zwischen dem/der realen Autor\_in und dem/der Erzähler\_in befindet und text-intern funktioniert, Foucault<sup>11</sup> unterscheidet verschiedene Autor\_innenfunktionen etc.pp. All diese Zugänge erscheinen mir, zumindest in modifizierter Form, dann auch als Möglichkeit, sich dem Werk Winklers\* anzunähern. Einer, der das getan hat ist Robert Walter-Jochum in seiner lesenswerten Studie *Autobiographietheorie in der Postmoderne*, der sich im sechsten Kapitel „Kreisen um den Ursprung: Josef Winkler“<sup>12</sup>, der Trilogie *Das wilde Kärnten*, aber auch Winklers\* *Büchner-*

<sup>7</sup> Jacques Derrida: *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese* [frz. 1996]. München 2003, 13.

<sup>8</sup> „Innerhalb der praxisorientierten Ansätze wirft man Kristeva nämlich vor, dass ihr Modell für die konkrete Textarbeit – mithin für das Alltagsgeschäft der Literaturwissenschaft – als Interpretationsmethode unbrauchbar sei.“ Frauke Berndt/Lily TongerErk: *Intertextualität: Eine Einführung*. Berlin 2013, 46.

<sup>9</sup> Boris Tomaševskij: „Literatur und Biographie“ [1923]. In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart 2000, 49–61, hier 61.

<sup>10</sup> Vgl. Wayne C. Booth: „Der implizite Autor.“ In: Ebd., 142–152. – Der Text *Der implizite Autor* ist eine von den Herausgeber\_innen des Bandes *Texte zur Theorie der Autorschaft* zusammengestellte Kombination zweier Ausschnitte aus Booth‘ 1961 erschienenem Text *The Rhetoric of Fiction*. Vgl. Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko: „Einleitung: Wayne C. Booth: Der implizite Autor.“ In: Ebd., 138–141, hier 140.

<sup>11</sup> Michel Foucault: „Was ist ein Autor?“ [1969]. In: Ebd., 198–229.

<sup>12</sup> Vgl. Robert Walter-Jochum: *Autobiographietheorie in der Postmoderne. Subjektivität in Texten von Johann Wolfgang von Goethe, Thomas Bernhard, Josef Winkler, Thomas Glavinic und Paul Auster*. Bielefeld 2016, 243–280.

preisrede sowie Roppongi mittels Roland Barthes Biographemen nähert. Das Ich der Texte sei, so seine Analyse, ein Resultat eben dieser im Text verstreuten Biographeme – jener Reste des Subjekts, die, nach Barthes, wie die Asche eines Toten in den Texten verteilt auffindbar wären, und „deren Besonderheit und Mobilität außerhalb jeden Schicksals stünden und wie die epikuräischen Atome irgendeinen zukünftigen und der gleichen Auflösung bestimmten Körper berührten.“<sup>13</sup> Ich werde auf den Begriff (wobei der Begriff ‚Begriff‘ in Bezug auf Barthes immer etwas schwierig ist) der Biographeme zurückgreifen, sie im Sinne jener ‚autobiographischen Restbedeutung‘ begreifend, die, mit de Man gesprochen, jedem „Buch mit einem lesbaren Titelblatt“<sup>14</sup> eingeschrieben ist, und die nicht nur den Texten als Spuren des Subjekts eingeschrieben sind, sondern zugleich dieses Subjekt performativ zum Vorschein bringen – „der Schreiber“, so Walter-Jochum, „hat keine Existenz jenseits seines Textes, sondern er wird, wie Kristevas ‚Subjekt der Schreibweise‘, zur Funktion desselben.“<sup>15</sup> Ich komme nunmehr zu de Man, dessen Autobiographieverständnis bzw. dessen Verständnis der Prosopopeia meine Lektüre des\* Winkler’schen Textes anleiten wird.

## Josef Winkler und die Autobiographie als Maskenspiel

Zwar beschäftigt sich Paul de Man in seinem Aufsatz *Autobiographie als Maskenspiel* mit Texten, die explizit als ‚Autobiographie‘ gekennzeichnet sind und zu denen Winklers\* Texte, wenn sie auch mit (vermeintlich) autobiographischen Elementen – mit Roland Barthes könnte man eben auch von Biographemen sprechen – operieren, nicht gehören. Trotzdem bieten sich die darin entwickelten Ideen, vor allem die der Prosopopeia, für eine Analyse der Winkler’schen\* Texte, schon auf Grund der Tatsache an, dass de Man Autobiographie nicht als „Gattung oder Textsorte, sondern [als] eine Lese- oder Verstehensfigur, die in gewissem Maße in allen Texten auftritt“<sup>16</sup> versteht. Wenn jedes Schreiben autobiographisch ist, und das ist es, da, verkürzt gesagt, jede/r Schreibende (egal welcher Art von Texten), geprägt ist von seiner/ihrer Vergangenheit und Gegenwart, dann ist natürlich die Prosopopeia auch die Trope jedes Schreibens. Zudem hinterfragt Autobiographie als Maskenspiel generell das Verhältnis von Leben und Schreiben über das Leben und ist damit für den Umgang mit dem autobiographischen Moment in Winklers\* Texten von zentraler Bedeutung, denn:

„Wir nehmen an, das Leben würde die Autobiographie hervorbringen wie eine Handlung ihre Folgen, aber können wir nicht mit gleicher Berechtigung davon ausgehen, das autobiographische Vorhaben würde seinerseits das Leben hervorbringen und bestimmen?“

<sup>13</sup> Roland Barthes: *Sade, Fourier, Loyola* [frz. 1971]. Frankfurt a. M. 1986, 13.

<sup>14</sup> de Man: „Autobiographie als Maskenspiel“ (wie Anm. 1), 134.

<sup>15</sup> Walter-Jochum: *Autobiografietheorie* (wie Anm. 12), 93.

<sup>16</sup> de Man: „Autobiographie als Maskenspiel“ (wie Anm. 1), 134.

Wird nicht alles, was der Autor einer Autobiographie tut, letztlich von den technischen Anforderungen der ‚Selberlebensbeschreibung‘ beherrscht und daher in jeder Hinsicht von den Möglichkeiten seines Mediums bestimmt? Und da das hier vorausgesetzte Funktionieren der Mimesis nur eine Art der Figuration unter anderen ist, so fragt sich, ob die Redefigur vom Referenzobjekt bestimmt wird oder ob es sich umgekehrt verhält: ergibt sich die Illusion der Referenz nicht als Korrelation der Struktur der Figur, so daß das ‚Referenzobjekt‘ überhaupt kein klares und einfaches Bezugsobjekt mehr ist, sondern in die Nähe einer Fiktion rückt, die damit ihrerseits ein gewisses Maß an referentieller Produktivität erlangt?“<sup>17</sup>

Kann man nicht ebensogut sagen, die Texte Winklers\*, gerade die ‚autobiographischen Momente‘ in ihnen, bringen ihr Leben hervor und bestimmen es? Ist es tatsächlich der Selbstmord von Robert und Jakob, der dem Schreiben Winklers\* vorangeht? Oder ist es nicht ebenso das Schreiben Winklers\*, dass den Selbstmord hervorbringt (in unzähligen, über das Gesamtwerk immer wieder sich verändernden, einander widersprechenden Details), und dass den Selbstmord immer und immer wieder wiederholt. „Meine Finger, die die seinen sind, [...] lassen ihn noch einmal aufleben, damit ich leichter in den Tod gehen kann“<sup>18</sup>, heißt es in *Menschenkind* (und nicht nur werden die vermeintlich feste Abfolge von Ereignis und Bericht, von Tod und Leben, sondern auch die Grenzen zwischen Erzähler und Erzähltem verwischt) und in *Ackermann aus Kärnten* liest man, in Bezug auf die toten Großeltern mütterlicherseits: „Leise und andachtsvoll auftreten, denn wir haben jetzt zwei Tote im Haus, die meine Prosa zusammengebracht hat.“<sup>19</sup> Nur zwei Sätze später aber widerspricht sich der Erzähler: „Meine Kindheitserinnerung setzt in dem Augenblick ein, wo mir die Tante die tote Mutter meiner Mutter zeigte [...]“<sup>20</sup> Bringt die Prosa (und ist es überhaupt Prosa: „Als wollte ich einen Brief in Romanform schreiben, aber es sind keine Briefe, die ich schreibe, keine Romane, keine Erzählungen, Gedichte oder Sprechstücke, es ist die Sprache [...]“<sup>21</sup>) nun die Toten oder die Toten das Ins-(erinnerte)Leben-Treten des Erzählers hervor? Beschreibt der Erzähler sein Leben oder erschreibt er sich dieses erst – ganz im Sinne Friedrich Nietzsches „Ich erzähle mir mein Leben“<sup>22</sup> oder auch Paul Nizons „Ich erschreibe mir mein Leben – ich erschreibe es von Buch zu Buch“<sup>23</sup>? ‚Das Leben‘ darf man dabei zudem nicht mit dem ‚realen Leben‘ des Autors verwechseln, schon allein weil das Ich, dem die Autobiographie dessen Leben erzählt, das Leben, dass sich das Ich erzählt/erschreibt ja nur für den

<sup>17</sup> Ebd., 132–133.

<sup>18</sup> Josef Winkler: „Menschenkind“ [1976]. In: Ders.: *Das wilde Kärnten: Menschenkind. Der Ackermann aus Kärnten. Muttersprache. Drei Romane* [1984]. Frankfurt a. M. 1995, 5–193, hier 144.

<sup>19</sup> Josef Winkler: „Der Ackermann aus Kärnten“ [1980]. In: Ebd., 195–471, hier 346.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd., 291.

<sup>22</sup> Friedrich Nietzsche: „Ecce Homo. Wie man wird, was man ist“ [1889]. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* (KSA). Bd. 6. München 1988, 255–374, hier 263.

<sup>23</sup> Paul Nizon: *Am Schreiben gehen*. Frankfurt a. M. 1985, 133.

Schreibenden das ‚Leben‘/ das Ich ist, nicht für den/die Leser\_in, der/die immer schon ein anderes Ich aus dem Text heraus- und in den Text hineinliest. Und selbst für den/die Schreibende ist es kein homogenes, in sich geschlossenes, ist das Ich vielmehr vervielfacht. Zum einen ist es das Ich des/der Schreibenden, das selbst bereits immer schon gespalten ist, weil Subjekt-Sein immer schon Gespalten-Sein bedeutet, wie, unter anderen, Jacques Lacan in *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*<sup>24</sup> beschreibt: Denn das Kind, welches sich zum ersten Mal als vollständig wahrnimmt, kann dies vorerst nur durch den Blick in den Spiegel tun, die Erfahrung als vollständiges Subjekt ist aber nicht durch seine motorischen Fähigkeiten erfahbar, sondern vom ‚Anderen‘, vom (imaginären) Gegenüber im Spiegel abhängig – einem Gegenüber, das wiederum von dem Kind vor dem Spiegel abhängig ist. Das Individuum ist also immer schon ‚Dividuum‘, das Erkennen als kohärentes Lebewesen immer gekoppelt an ein Verkennen, das, „was der Mensch als eigenes annimmt, seine Selbstgewißheit, ist ihm fundamental Fremdes.“<sup>25</sup> „Als ich während des Schreibens in einen Spiegel sah, erschrak ich vor mir selber, da ich deine bössartigen Gesichtszüge wiederfand“<sup>26</sup>, heißt es bei Josef Winkler.

Und neben dem vervielfältigten, aufgespaltenen, schreibenden Ich (den, wenn man so will, ‚Autor‘) ist da noch das Ich (sind da noch die Ichs) das (die) erzählt wird (werden) und das Ich als Leser\_in des eigenen Textes – „Was“, schreibt der Ich-Erzähler aus *Der Ackermann aus Kärnten*, „habe ich gestern in meinem Tagebuch über die Mutter meiner Mutter geschrieben?“<sup>27</sup> Und er antwortet mit einem Eigenzitat, antwortet, indem er seinen eigenen Text den Leser\_innen vorliest, antwortet, indem er seinen Text nach- und den Leser\_innen vorliest: „*Sie war Lumpensammlerin, drei ihrer Kinder sind im Krieg zerfetzt worden.*“<sup>28</sup> Es sind Ichs, die nie miteinander ident sind (die selbst dann nicht miteinander ident wären, trügen sie den gleichen Namen), die einander bedingen, einander wiederholen, aber zu unterschiedlichen Zeitpunkten und also voneinander unterschieden sind, einander widersprechen. Selbst die einzelnen Ichs sind nie mit sich selbst ident, so verändert sich z. B. das lesende Ich mit jeder Lektüre, mit dem Alter, mit neuen Erfahrungen und so weiter. Das Ich, welches also aus dem Text herausgelesen (oder/und in den Text hineingelesen) wird, ist immer ein anderes, die Ichs sind wiederholte aber sich voneinander unterscheidende ‚Ichs‘/ ‚Leben‘ – „I am not I can be you and me...I is itself infinite layers.“<sup>29</sup>

<sup>24</sup> Jacques Lacan: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint (1949).“ In: Ders.: *Schriften I*. Berlin 1991, 61–70, hier 64.

<sup>25</sup> Johannes Bittel: „‚Sterben, Schlafen – Schlafen, Träumen vielleicht.‘ Zum Spiegelstadium bei Lacan [Teil I]“. In: <http://www.salmoxisbote.de/Bote08/Bittel.htm> (30.5.2015).

<sup>26</sup> Winkler: „Der Ackermann aus Kärnten“ (wie Anm. 19), 304.

<sup>27</sup> Ebd., 422.

<sup>28</sup> Ebd. (Hervorhebung im Original).

<sup>29</sup> Minh-ha T. Trinh: *Women, Native, Other. Writing, Postcoloniality and Feminism*. Bloomington 1989, 90–91.

Der ‚Name‘, oder der Name, der dieses Ich, diese Ichs bezeichnet (und/oder diese setzt) bleibt durchaus eine wichtige, wenn auch verschobene/verrückte/verstellte, Kategorie. Die oben ausführlich zitierte Stelle aus *Autobiographie als Maskenspiel*, in der Paul de Man fragt, ob die Autobiographie wirklich die Folge des Lebens sein müsse oder ob es nicht auch umgekehrt sein könne, folgt einer Überlegung, die weniger häufig zitiert wird. Im Gegensatz zur reinen Fiktion schienen, so heißt es dort, das Ausgesagte zugleich etwas relativierend, alle Abweichungen von der Wirklichkeit zumindest in einem Subjekt verwurzelt zu sein, welches durch den Eigennamen ausgewiesen sei. Dies bedeute freilich nicht, dass das Subjekt nicht trotzdem (auch) aus der Erzählung heraus/durch die Erzählung entstehe: „Der Erzähler der Bekenntnisse Rousseaus scheint durch den Namen und die Signatur Rousseaus auf eine umfassendere Weise definiert zu sein, als es, nach Rousseaus eigenem Bekenntnis, für den Erzähler der Julie gilt“<sup>30</sup>. Auch wenn der Name Josef Winklers\* in *Wenn es soweit ist* gar nicht und auch in *Der Ackermann aus Kärnten* gerade Mal an sieben Stellen und praktisch immer in einer ‚entfremdeten Form‘ (Josef I., Seppl, Jo) vorkommt – nur einmal wird der Name Josef als solcher stehen gelassen, da aber in der Aufzählung der Reihe der Geschwister, so dass (ohne den Bezug auf das ‚Josef Winkler‘ am Titelblatt) nicht feststellbar ist, welcher der sechs Namen zum Erzähler gehört – scheinen die vermeintlichen und/oder tatsächlichen biographischen Bezüge den Erzähler der Texte „umfassend zu definieren“, jene biographischen Bezüge, für deren Authentizität uns genau jener Autor bürgt (durch seine Reden, weitere Texte, Interviews; kurz durch andere sprachliche Äußerungen), dessen ‚Echtheit‘ wir (die Rezipient\_innen) ja beweisen möchten. Wie gut das funktioniert zeigt *Wenn es soweit ist*, bei dem Winklers\* Name auf dem Buchdeckel reicht, um selbst einen renommierten Literaturwissenschaftler und -kritiker wie Klaus Kastberger dazu zu bringen, in seiner Rezension davon zu sprechen, dass das „[e]igentliche Thema seines Schreibens [...] der Heimatort Kamering, das kreuzförmige Dorf, das zur Jahrhundertwende eingäschert und (ganz im Zeichen des Kreuzes) neu aufgebaut wurde“,<sup>31</sup> sei und bleibe – wiewohl das Dorf in dem Roman Pusnitz (und nicht Kammering), der Held Maximilian und nicht Josef heißt etc. Die autobiographischen Bezüge, das Spiel mit den Biographemen, die, um im dekonstruktiven Duktus zu bleiben, Restbedeutung, die jedem Text innewohnt, bringt die Leser\_innen dazu, sich in den „Prozeß der Dekonstruktion hineinzubegeben“<sup>32</sup>, den/die

<sup>30</sup> de Man: „Autobiographie als Maskenspiel“ (wie Anm. 1), 132.

<sup>31</sup> Klaus Kastberger: „Josef Winkler: Wenn es soweit ist.“ In: *Literaturhaus Wien* (29.9.1998): <http://www.literaturhaus.at/index.php?id=3313> (30.7.2019).

<sup>32</sup> Paul de Man: „Genese und Genealogie (Nietzsche)“. In: Ders.: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt a. M. 1988, 118–145. Vgl. dazu auch das Kap. 2.1.3. „Dekonstruktion und Literaturwissenschaft“ in: Clar: *Ich bleibe, aber weg* (wie Anm. 4), 60–69.

Autor\_in in den Text hineinzulesen, ihn gerade dadurch aber zu verfehlen. Der durch autobiographische Spuren (ob intentional oder nicht gelegt ist dabei völlig unbedeutend) inszenierte<sup>33</sup> ‚Name‘ im/vor dem Text ist es, der die Frage nach seinem Referenten stellt (indem er auf ihn zu verweisen scheint, aber nicht tatsächlich verweist, obwohl die Möglichkeit dazu immer auch gegeben ist), der gelesen zu werden verlangt, aber nicht gelesen werden kann, der „ein für allemal den Zugang zu einer Bedeutung sperrt, die dennoch immer danach verlangt, verstanden zu werden“<sup>34</sup>.

Ich möchte nun vorschlagen Winklers\* Texte entlang der Trope der Prosopopeia, der Trope des Verleihen-eines-Gesichts, zu lesen. Dies könnte, meiner Meinung nach, eine Alternative zu einer gerade auch in der Winkler-Forschung recht häufig bemühten autobiographischen Lesart<sup>35</sup> darstellen, einer Lesart, die meiner Meinung nach für die Textanalyse nur wenig brauchbare Ergebnisse liefert, was aber nicht bedeutet, dass sie für andere Felder der Literaturwissenschaft, der Textgenese, der Provenienzforschung, der literaturgeschichtlichen Forschung etc. nicht sehr wohl von Bedeutung sein kann. Die „Frage nach dem Referenten“<sup>36</sup>, von der ich soeben gesprochen habe, ist es nämlich, die, so Bettine Menke, Derrida durch den (Eigen-)Namen markiert sieht, einen Namen, der das Gegenüber nicht einfach apostrophiert, anspricht, sondern es durch die Ansprache erst setzt, oder, besser, auch setzt, zugleich setzt – und im Setzen des Anderen sich selbst:

„Die Frage, inwiefern mit der Prosopopöe eine ‚referentielle Irreduzibilität‘ der Sprache markiert ist, verbindet sie mit dem und trennt sie vom Namen. Dieser nämlich, der Eigenname, ‚ganz allein‘, artikuliert einem Diktum Derridas zufolge, auch den Tod, ‚das einzigartige Verschwinden des Einzigartigen‘, und ist insofern Markierung einer verbleibenden ‚Frage nach dem Referenten‘, die Derrida bei Barthes und Benjamin hat lesen können. Die Prosopopöe ist die Figur der Markierung solcher Irreduzibilität.“<sup>37</sup>

<sup>33</sup> In vielfacher Bedeutung ‚inszeniert‘, in der Inszenierung, im, aber auch schon vor dem Text.

<sup>34</sup> Paul de Man: „Lesen (Proust).“ In: Ders.: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt a. M. 1988, 91–117, hier 111.

<sup>35</sup> Vgl. u. a. Franz Haas: „Demolierung der österreichischen Seele. Zum Prosawerk Josef Winklers.“ In: *Modern Austrian Literature* 25 (1992). H. 2, 97–116. Wendelin Schmidt-Dengler: „Josef Winkler: Menschenkind (1979).“ In: Ders.: *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990*. Salzburg 1996, 350–359; Ernest W.B. Hess-Lüttich: „Stätten des Stigmas: Guido Bachmann, Martin Frank, Christoph Geiser, Josef Winkler: fremd unter andern in der Enge des Tals.“ In: *Forum Homosexualität und Literatur* 36 (2000), 43–62; Andrea Kunne: *Heimat im Roman. Last oder Lust? Transformationen eines Genres in der österreichischen Nachkriegsliteratur*. Amsterdam 1991 (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 95); Hans-Ulrich Müller-Schwefe: *Randschriftlich. Zu Josef Winklers ‚Domra‘*. Wien 2003; Kristina Wernndl: *Dem Tod vor Augen. Über Josef Winklers literarische Autobiographie ‚Leichnam, seine Familie belauernd‘*. Wien 2005.

Zu weiteren Texten, die die Frage der Autobiographie und der ‚Authentizität‘ in den Mittelpunkt stellen, vgl. auch Walter-Jochum, *Autobiografietheorie* (wie Anm. 12), v. a. 243–244.

<sup>36</sup> Jacques Derrida: *Die Tode von Roland Barthes*. Berlin 1987, 7.

<sup>37</sup> Menke: „De Mans ‚Prosopopöe‘ der Lektüre“ (wie Anm. 3), 35.



Auch wenn der vermeintlich eigene Name (Josef; Winkler) in dessen Frühwerk selten vorkommt (in anderen, späteren Texten z. T. sehr wohl, so u. a. in *Roppongi*, wo schon auf den ersten Seiten ein Brief unterzeichnet wird mit dem Namen des Erzählers, der sich mit dem Namen am Cover deckt: Josef Winkler<sup>38</sup>) konturiert diese Trope große Teile des Werkes Winklers\*: Denn in der Adressierung der Toten (allen voran des toten Jakobs) setzt der Erzähler diese nicht nur, holt er diese nicht nur zurück ins Leben (und schreibt, darauf komme ich gleich, gerade damit deren Abwesenheit fest), sondern setzt er sich auch selbst (als gleichzeitig Ab- und Anwesenden). Der ‚Name‘, durch den der damit angesprochene Referent (Jakob/Jonathan, Robert/Leopold, Hanspeter/Roman) durch die Prosopopeia gesetzt wird, wird im Gesetzt-Werden zu einem „entleerte[n] Monument des Namens, [dem] markierende[m] Epitaph für die Entleerung“.<sup>39</sup> Indem man eine Figur mittels eines Namens adressiert,<sup>40</sup> setzt man diese (als gegeben voraus (und setzt zugleich sich selbst)),<sup>41</sup> vergisst aber zugleich ihr Gesetzt-Sein. Der Name also bezeichnet/ setzt nichts Lebendiges, wie das Gesicht, die Stimme, die die Prosopopeia dem bis dahin unbelebten Gegenstand verleiht, selbigen nicht lebendig macht, belebt auch der Name nicht. Vielmehr ist die Prosopopeia „die Fiktion einer persona, einer Maske fürs Abwesende, Stumme, damit dieses spreche und verstanden werde.“<sup>42</sup> Diese Fiktion wäre aber nicht notwendig, wäre das Angesprochene nicht abwesend, wie es „keiner Nachahmung bedürfen [würde], wenn die Anwesenheit nicht a priori ihrer Fülle beraubt wäre, wenn die Anwesenheit nicht immer schon in Frage gestellt wäre“.<sup>43</sup>

Der Name wird „verstehbar und erinnerbar“<sup>44</sup> wie ein Gesicht, wird, wie das Gesicht selbst, zur Figur der Prosopopeia, die de Man bestimmt als

„Fiktion der Apostrophierung einer abwesenden oder stimmlosen Entität, wodurch die Möglichkeit einer Antwort gesetzt und der Entität die Macht der Rede zugesprochen wird.

<sup>38</sup> „Schöne Grüße aus Indien: Josef (Winkler).“ Josef Winkler: *Roppongi. Requiem für einen Vater*. Frankfurt a. M. 2010, 11.

<sup>39</sup> Ebd., 35.

<sup>40</sup> Vgl. hierzu u. a. den Begriff der ‚Anrufung‘ von Althusser in: Louis Althusser: „Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anmerkungen für eine Untersuchung)“ [frz. 1970]. In: Ders.: *Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg u. a. 1977, 108–153.

<sup>41</sup> Vgl. Derrida: *Die Postkarte* (wie Anm. 5), 58: „In Deinem Namen bist Du mir die Geschicke, Du bist mir das Schicksal. Alles hat angefangen, Du erinnerst Dich daran, als ich ihn aussprach [...]. Ich adressier mich an Dich, un peu comme si je m’envoyais, nie sicher, es zurückkommen zu sehen, was mir geschickt ist. Und wenn ich ihn aussprechen kann, wenn ich mich behutsam bei Deinem Namen rufe gibt es nichts mehr. [...] Deshalb erlaube ich mir alles, in Deinem Namen, solange ich ihn aussprechen kann für mich, mich in ihm wahren kann.“

<sup>42</sup> Bettine Menke: „Memnons Bild: Stimme aus dem Dunkeln“. In: *DVjs* 68 (1994). Sonderheft (für Geoffrey Hartman), 124–144, hier 126.

<sup>43</sup> Paul de Man: „Die Rhetorik der Blindheit: Jacques Derridas Rousseauinterpretation“ [1979]. In: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Frankfurt a. M. 1993, 185–230, hier 210–211.

<sup>44</sup> de Man: „Autobiographie als Maskenspiel“ (wie Anm. 1), 146.

Eine Stimme setzt einen Mund voraus, ein Auge und letztlich ein Gesicht, eine Kette, die sich in der Etymologie des Namens der Trope manifestiert: *prosopon poien*, eine Maske oder ein Gesicht (*prosopon*) geben. Die *Prosopopöie* ist die Trope der Autobiographie, durch die jemandes Name, wie in dem Gedicht Miltons, so verstehbar und erinnerbar wird wie ein Gesicht. Bei unserem Thema, der Autobiographie, geht es um das Geben und Nehmen von Gesichtern, um Maskierung und Demaskierung, Figur, Figuration und Defiguration.<sup>45</sup>

Tod, als die radikalste Abwesenheit, und *Prosopopeia* hängen dabei eng zusammen – wie sich deutlich wie kaum woanders in Winklers\* *Wenn es soweit ist* zeigt. Denn die Apostrophierung der Toten, der Abwesenden wird dort zum Strukturprinzip, erst in dem Moment, in dem die Gebeine vom Knochensammler Maximilian in den Tonkrug geschichtet werden, bekommen die Verstorbenen ein Gesicht, eine Geschichte, eine Biographie – und machen im gleichen Moment den Erzähler erst zu selbigem, setzen den Erzähler in den Text wie er sie in den Text setzt:

„Im Tonkrug, in dem aus den Gebeinen geschlachteter Tiere der nach Verwesung riechende Knochensud gewonnen, der in der sommerlichen Hitze den Zugpferden zum Schutz vor den stechenden und blutsaugenden Mücken und Bremsen mit einer Krähenfeder um die Augen, die Nüstern und auf den Bauch gepinselt wurde, liegen die Knochen des erhängten August Rosenfelder auf den Gebeinen seiner Frau Paula, die sich auf dem Dachboden das Leben genommen hatte. Ihr dicker, schwarzer Haarzopf verdeckte ihr rechtes Auge und die zwischen den Lippen hervorschauende Zungenspitze. Vom schwingvollen Öffnen der Stalltüre schlugen die nagelbeschlagenen Schuhe ans Holz und der Rosenkranz pendelte unter verkrampften Fingerspitzen hin und her, als der nach ihrem Schwiegervater Ausschau haltenden jungen Frau, die mit Waschlauge seine Speiseröhre verätzt hatte, die Stallluft entgegenschlug und sie ihren mit herausgestreckter Zunge an der kotbespritzten Stalltür hängenden Schwiegervater sah.“<sup>46</sup>

Indem man aber durch die *Prosopopeia* die Toten ‚sprechen lässt‘, werden die Lebenden ein Stück näher dem Tod gerückt, sind Tod und Leben nicht mehr letztgültig voneinander unterscheidbar („Die Lebenden sollen endlich von den Toten auferstehen.“<sup>47</sup>), untrennbar miteinander verbunden („Ich verdanke dir mein Leben. Verdanke ich dir nicht auch meinen Tod?“<sup>48</sup>), ineinander verschlungen wie die Fäden eines Kalbstricks, die der Erzähler immer wieder entwirrt und neu zusammenfügt, wiederholt auftrennt und zusammenfügt (Metapher des Erzählens, der steten, nie gleichen Wiederholung): „Wie oft ich die Windungen des Stricks schon untersucht habe. Faden für Faden habe ich auseinandergenommen und wieder versponnen.“<sup>49</sup>

„Sobald wir die rhetorische Funktion der *Prosopopöie* als eine setzende begreifen, die mittels der Sprache Stimme oder Gesicht verleiht, begreifen wir auch, daß wir nicht des

<sup>45</sup> Ebd., 140.

<sup>46</sup> Winkler: *Wenn es soweit ist*. (wie Anm. 2), 9.

<sup>47</sup> Winkler: „Der Ackermann aus Kärnten“ (wie Anm. 19), 228.

<sup>48</sup> Ebd., 269.

<sup>49</sup> Ebd., 442.

Lebens beraubt sind, sondern der Gestalt und der Empfindung einer Welt, die nur in der privaten Weise des Verstehens zugänglich ist. Tod ist ein verdrängter Name für ein sprachliches Dilemma, und die Wiederherstellung der Sterblichkeit durch die Autobiographie (die Prosopopöie der Stimme und des Namens) beraubt und entstellt genau in dem Maße, wie sie wiederherstellt. Die Autobiographie verschleiert und maskiert eine Entstellung des Geistes, die sie selbst verursacht.“<sup>50</sup>

Indem ich mich als Autobiographie setze, setze ich mich immer auch als Sterblichen, wiederhole ich meine Sterblichkeit. Die Verbindung von Prosopopeia und Tod, die Betonung des Zwischen-Leben-und-Tod-Stehens, ist eines der Themen Winklers\*. Mit der Auflösung der binären Opposition Leben-Tod verschwimmen auch andere Dichotomien. Die Figur wird zum Erzähler und zugleich der Erzähler zur Figur („Meine Finger, die die seinen sind, ziehen mit seinen toten Augen über die Tasten der Schreibmaschine, lassen ihn noch einmal aufleben, damit ich leichter in den Tod gehen kann“<sup>51</sup>, die Grenzen zwischen Fiktion und (immer schon nur vermeintlicher, literarischer) Realität verschwimmen („[...] ich trauere um Winnetou, glaub mir, ich trauere um dich, Eman, du bist Winnetou und ich bin Old Shatterhand [...]“<sup>52</sup>) womit auch die Frage von Vor- und Nachgängigkeit unbeantwortbar wird (geht die Trauer um Winnetou der Trauer um den verlorenen Freund voraus oder umgekehrt, findet der Erzähler in der Literatur seine Trauer wieder, und wie sehr ist eine Trauer die eigene, die man nur mit den Worten anderer ausdrücken kann – aber man kann ja nicht anders, „ich habe nur eine Sprache, und die ist nicht die meinige“<sup>53</sup>) wie auch jene nach dem Geschlecht (u. a., in der Szene in der der Ich-Erzähler die Kleider der Schwester anzieht<sup>54</sup>) oder jene nach der Gattung (auf die enge Verbindung normativer Geschlechts- wie Gattungsgrenzen hat nicht zuletzt Derrida in seinem Aufsatz *Das Gesetz der Gattung*<sup>55</sup> hingewiesen) oder schließlich, und hier schließt sich der Kreis, jene nach dem ‚realen Autor‘.

Dass dieser unauffindbar bleibt, bedeutet nicht, dass es ihn nicht gibt, heißt nicht, dass er ‚tot‘ ist, wie ein ebenso berühmtes, wie gerne falsch verstandenes, Zitat behauptet.<sup>56</sup> Doch anstatt dem/der unauffindbaren Autor\_in nachzuspüren, seine/ihre Intention, seine/ihre psychische Verfasstheit, seine/ihre Gewohnheiten und Vorlieben zu suchen (nicht, weil diese Dinge nicht von Bedeutung für die Art und Weise des Autors / der Autorin wären, Literatur zu machen, sondern weil wir sie niemals vollständig kennen können) sollte sich eine theoriegeleitete Literatur-

<sup>50</sup> de Man: „Autobiographie als Maskenspiel“ (wie Anm. 1), 145.

<sup>51</sup> Winkler: „Menschenkind“ (wie Anm. 18), 144.

<sup>52</sup> Winkler: „Der Ackermann aus Kärnten“ (wie Anm. 19), 225.

<sup>53</sup> Derrida: „Die Einsprachigkeit des Anderen“ (wie Anm. 7), 13.

<sup>54</sup> Vgl. Winkler: „Der Ackermann aus Kärnten“ (wie Anm. 19), 328.

<sup>55</sup> Vgl. Jacques Derrida: „Das Gesetz der Gattung“ [1980]. In: Ders.: *Gestade*. Wien 1994, 245–284.

<sup>56</sup> Vgl. Roland Barthes: „Der Tod des Autors“ [1968]. In: Jannidis/Lauer/Martínez/Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft* (wie Anm. 9), 185–193.

wissenschaft mit den Texten selbst beschäftigen. Eine von vielen Möglichkeiten dazu, hoffe ich hiermit zumindest angedeutet zu haben.

## Literatur

- Althusser, Louis: „Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anmerkungen für eine Untersuchung)“ [frz. 1970]. In: Ders.: *Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg u. a. 1977, 108–153.
- Babka, Anna: „Kommentar zu de Man, Paul (1984): ‚Autobiography as Defacement‘“. In: produktive differenzen. forum für differenz und genderforschung (6.10.2003): [http://differenzen.univie.ac.at/bibliografie\\_literatursuche.php?sp=163](http://differenzen.univie.ac.at/bibliografie_literatursuche.php?sp=163) (3.11.2020)
- Barthes, Roland: „Der Tod des Autors“ [1968]. In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart 2000, 185–193.
- Barthes, Roland: *Sade, Fourier, Loyola* [frz. 1971]. Frankfurt a. M. 1986.
- Berndt, Frauke/TongerErk, Lily: *Intertextualität: Eine Einführung*. Berlin 2013.
- Bittel, Johannes: „‚Sterben, Schlafen – Schlafen, Träumen vielleicht.‘ Zum Spiegelstadium bei Lacan [Teil I]“. In: <http://www.salmoxisbote.de/Bote08/Bittel.htm> (30.5.2015).
- Booth, Wayne C.: „Der implizite Autor.“ In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart 2000, 142–152.
- Clar, Peter: *„Ich bleibe, aber weg.“ Dekonstruktionen der AutorInnenfigur(en) bei Elfriede Jelinek\**. Bielefeld 2017.
- Derrida, Jacques: *Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. 1. Lieferung: Envois/Sendungen* [frz. 1980]. Berlin 1982.
- Derrida, Jacques: *Die Tode von Roland Barthes*. Berlin 1987.
- Derrida, Jacques: „Das Gesetz der Gattung“ [1980]. In: Ders.: *Gestade*. Wien 1994, 245–284.
- Derrida, Jacques: *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese* [frz. 1996]. München 2003.
- Foucault, Michel: „Was ist ein Autor?“ [1969]. In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart 2000, 198–229.
- Haas, Franz: „Demolierung der österreichischen Seele. Zum Prosawerk Josef Winklers“. In: *Modern Austrian Literature* 25 (1992). H. 2, 97–116.
- Hess-Lüttich, Ernest W.B.: „Stätten des Stigmas: Guido Bachmann, Martin Frank, Christoph Geiser, Josef Winkler: fremd unter andern in der Enge des Tals.“ In: *Forum Homosexualität und Literatur* 36 (2000), 43–62.
- Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martínez, Matías/Winko, Simone: „Einleitung: Wayne C. Booth: Der implizite Autor.“ In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart 2000, 138–141.
- Kastberger, Klaus: „Josef Winkler: Wenn es soweit ist.“ In: *Literaturhaus Wien* (29.9.1998): <http://www.literaturhaus.at/index.php?id=3313> (30.7.2019).
- Kunne, Andrea: *Heimat im Roman. Last oder Lust? Transformationen eines Genres in der österreichischen Nachkriegsliteratur*. Amsterdam 1991 (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 95).
- Lacan, Jacques: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint (1949).“ In: Ders.: *Schriften I*. Berlin 1991, 61–70.
- Man, Paul de: „Autobiographie als Maskenspiel“ [1979]. In: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Frankfurt a. M. 1993, 131–146.
- Man, Paul de: „Die Rhetorik der Blindheit: Jacques Derridas Rousseauinterpretation“ [1979]. In: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Frankfurt a. M. 1993, 185–230.
- Man, Paul de: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt a. M. 1988.

- Menke, Bettine: „De Mans ‚Prosopopöie‘ der Lektüre. Die Entleerung des Monuments“. In: Karl Heinz Bohrer (Hg.): *Ästhetik und Rhetorik. Lektüren zu Paul de Man*. Frankfurt a. M. 1988, 34–78.
- Menke, Bettine: „Memnons Bild: Stimme aus dem Dunkel“. In: *DVjs* 68 (1994). Sonderheft (für Geoffrey Hartman), 124–144.
- Müller-Schwefe, Hans-Ulrich: *Randschriftlich. Zu Josef Winklers ‚Domra‘*. Wien 2003; Kristina Werndl: *Dem Tod vor Augen. Über Josef Winklers literarische Autobiographie ‚Leichnam, seine Familie belauernd‘*. Wien 2005.
- Nietzsche, Friedrich: „Ecce Homo. Wie man wird, was man ist“ [1889]. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe (KSA)*. Bd. 6. München 1988, 255–374, hier 263.
- Nizon, Paul: *Am Schreiben gehen*. Frankfurt a. M. 1985.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: „Josef Winkler: Menschenkind (1979)“. In: Ders.: *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990*. Salzburg 1996, 350–359.
- Tomaševskij, Boris: „Literatur und Biographie“ [1923]. In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matías Martínez/Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart 2000, 49–61.
- Trinh, Minh-ha T.: *Women, Native, Other. Writing, Postcoloniality and Feminism*. Bloomington 1989.
- Walter-Jochum, Robert: *Autobiografietheorie in der Postmoderne. Subjektivität in Texten von Johann Wolfgang von Goethe, Thomas Bernhard, Josef Winkler, Thomas Glavinic und Paul Auster*. Bielefeld 2016.
- Winkler, Josef: *Das wilde Kärnten: Menschenkind. Der Ackermann aus Kärnten. Muttersprache. Drei Romane* [1984]. Frankfurt a. M. 1995.
- Winkler, Josef: *Wenn es soweit ist. Erzählung*. Frankfurt a. M. 1998.
- Winkler, Josef: *Roppongi. Requiem für einen Vater*. Frankfurt a. M. 2010.